Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich einmal, außer den 2. Feiertagen.
Bezugspreis: Wöchentlich 1250 M., monatlich 5000 M., vorauszahlbar, frei ins Haus. Für Abholer 4800 M. Auch durch die Post zu beziehen.
Redaktion: Fehlandstraße 11, erster Stock. Verantwortlicher Redakteur: Paul Bugdahn, Altona.
Expedition: Fehlandstraße 11, Erdgeschoß. Buchhandlung: Erdgeschoß. Buchdruckerei-Kontor: Fehlandstraße 11, erster Stock.

Hamburger Echo

Einzelpreis 180 M.

Anzeigen die 13gespaltene Petitzeile 700 M., unter Ausschluß der „Geschäftlichen Rundschau“. Arbeitsmarkt und private Familienanzeigen 160 M. Kleine Anzeigen bis 9 Zeilen die Zeile 250 M., von 10 bis 15 Zeilen 350 M. Reklamezeile 3000 M. Anzeigen müssen im voraus oder sofort bezahlt werden. Anzeigen-Annahme Fehlandstraße Nr. 11 im Erdgeschoß (bis 7 Uhr abends für den folgenden Tag) in den Filialen (bis 3 Uhr) und in allen Annoncen-Bureaus. Platz- und Datenvorschriften ohne Verbindlichkeit.

Nr. 80. Donnerstag, den 22. März 1923. 37. Jahrgang.

Offenes Spiel.

Auf dem Umwege über die Presse des amerikanischen Zeitungskönigs Hearst erfährt jetzt endlich auch die deutsche Oeffentlichkeit, was unsere eigene Regierung zu Anfang dieses Jahres durch den Staatssekretär Bergmann der Pariser Konferenz der interalliierten Ministerpräsidenten an Vorschlägen zur Lösung der Reparationsfrage unterbreiten wollte. Bekanntlich hatte man schon von Herrn Cunos Silvesterrede vor den Hamburger Kaufleuten erwartet, daß sie einigen Aufschluß über jenes Angebot bringen würde. Dann wurde, nachdem diese Erwartung getrogen hatte, wiederholt in der Presse, vor allem in der sozialdemokratischen, das Verlangen laut, die Regierung solle nicht mehr zögern, ihren Reparationsvorschlag bekanntzugeben; denn nichts könne den Poincarismus stärker ins Unrecht setzen, als wenn alle Welt erfährt, wie weit Deutschland aus eigenem Willen bereit sei, seinen Verpflichtungen gegenüber Frankreich und Belgien nachzukommen. Aber in den höheren Regionen der deutschen Außenpolitik rührte sich nichts. Staatssekreiär Bergmann wurde mit dem sorglich geheimgehaltenen Plan nach Paris geschickt, wartete dort vergeblich vor verschlossenen Türen, kam unverrichteter Dinge zurück, Frankreich und Belgien setzten ihre schon lang vorbereitete Ruhraktion in Gang — aber nichts, rein gar nichts durfte das deutsche Volk von dem erfahren, was seine zünftige Diplomatie vor Beginn der Aktion angeboten hatte, um die Besetzung der Ruhr zu verhindern. Es läßt sich nicht behaupten, daß dies alles einen guten Eindruck hinterlassen und das Vertrauen zur Regierung Cuno gestärkt habe. Wohl muß man sich damit abfinden, daß die auswärtige Politik auch heute noch oft mit verdeckten Karten spielen muß, daß nicht jeder ihrer Schritte, schon bevor er getan ist, vor dem eigenen Volke oder vor den Augen der Welt enthüllt werden kann. Ein gewisses Maß von Vertrauen wird jede Regierung von ihrem Parlament und von der öffentlichen Meinung ihres Landes gerade in der auswärtigen Politik verlangen müssen, wenn sie überhaupt ihren Aufgaben gerecht werden soll. Auch in Frankreich und England werden ja oft genug Auskünfte über die äußere politische Lage und die Schritte der Regierungen verweigert mit der Begründung, daß die Dinge noch im Fluß seien. Solange sich von der Geheimhaltung des deutschen Reparationsplans also noch irgendein diplomatischer Vorteil versprechen ließ, war dagegen füglich nichts einzuwenden. Davon kann aber nun schon seit Monaten keine Rede mehr sein. Jetzt stehen die Dinge so, daß sowohl in französischen wie in amerikanischen und natürlich auch in englischen Blättern der deutsche Reparationsvorschlag — der also doch auf irgendeinem Wege, trotz des Nichtempfangs Bergmanns auf der Pariser Konferenz, zur Kenntnis der fremden Regierungen gekommen sein muß — abgedruckt wird, während man es in Berlin für nützlich hält, dem deutschen Volk gegenüber immer noch damit hinter dem Berg zu halten.

Das ist schon kein diplomatisches Spiel mehr, sondern plumpes Ungeschick. Man täuscht sich auch sehr, wenn man etwa glauben sollte, der sogenannte „Burgfriede“, der ja gar nicht existiert, würde gefährdet, wenn über die Art und Weise, wie die Regierung Cuno nun ihrerseits den Vertrag von Versailles erfüllen will, die Meinungen aufeinanderplatzten. Solche Geheimratssorgen sind einem Volke gegenüber, daß vor allem zu voller Selbstverantwortlichkeit erzogen werden muß, durchaus nicht am Platze. Je früher und je gründlicher der Wahn zerstört wird, daß wir durch den Ruhrkampf um die Erfüllung der Reparationsverpflichtung herumkommen könnten, desto besser für Deutschland. Denn je mehr sich jener Wahn ausbreitet, desto schlimmer müßte später das Erwachen werden. Wir müssen uns rechtzeitig darauf einstellen, daß Verhandlungen direkter oder indirekter Art eingeleitet werden und wenigstens in den Umrissen muß das deutsche Volk wissen, was dann von unserer Seite vorgeschlagen werden soll.

Merkwürdigerweise läßt gerade in dem Augenblick, wo die amerikanischen Blätter den deutschen Regierungsvorschlag vom Januar veröffentlichen, die Reichsregierung verbreiten — auch durch den Sozialdemokratischen Parlamentsdienst —, daß die Grundlage jenes Januarangebots sich völlig verändert habe. Das heißt also: man will sich an den Vorschlag, der anscheinend auch jetzt noch gegen den Willen der Regierung Cuno ans Licht des Tages gelangt ist, nicht mehr gebunden halten. Worin bestanden die Januarvorschläge? Der amerikanischen Presse zufolge waren es diese Hauptpunkte:

Zahlung von 30 Milliarden Goldmark. Die Summe solle mittels dreier internationaler Anleihen aufgebracht werden, die durch ein internationales Bankkonsortium zu begeben seien. Die erste Anleihe würde 20 Milliarden betragen, die sofort auf Reparationskonto eingezahlt werden sollten, damit Frankreich bares Geld erhalte; die zweite Anleihe nach 5 Jahren solle 5 Milliarden, die dritte nach weiteren 5 Jahren ebenfalls 5 Milliarden betragen. Die deutsche Industrie und die Banken sollten dem internationalen Bankenkonsortium die nötigen Garantien und Sicherheiten für die drei Anleihen gewähren.

Drei Bedingungen waren daran geknüpft: Internationale Handelsfreiheit für Deutschland auf der Grundlage der Gleichheit mit andern Nationen, schrittweiser Abbau der Rheinlandbesetzung, um die ungeheuren Kosten zu vermindern, völliger Rückzug der Besatzungstruppen aus Düsseldorf, Duisburg und Ruhrort.

Erklärlich ist ja, daß jetzt die Bedingungen geändert werden mußten. Denn inzwischen ist die Ruhrbesetzung, ist der Einfall in süddeutsches Gebiet hinzugekommen, mußten also die Rückzugsforderungen weiter ausgedehnt werden. Aber wenn die Reichsregierung außerdem auch die durch den Ruhreinbruch verminderte deutsche Leistungsfähigkeit dafür geltend macht, daß sie nicht mehr das ursprüngliche Leistungsangebot aufrechterhalten zu können glaubt, macht sie unseres Erachtens einen verhängnisvollen Fehler. Sie berücksichtigt nicht, daß mit jeder Verlängerung des jetzigen Zustandes die deutsche Leistungsfähigkeit noch mehr verringert, unser Finanzelend immer trostloser sich gestaltet. Sind nicht die 7 Billionen Mark Fehlbetrag schon abschreckend genug? Also zögere man nicht länger, um der Situation, so grausam sie immer sein mag, offen ins Antlitz zu sehen, und traue man endlich auch dem eigenen Volke zu, daß es die unvermeidlichen inneren Auseinandersetzungen über die Verteilung der Lasten ertragen kann. An der Regierung ist es, jetzt zu sagen, welche Gesamtlast sie für tragbar hält, wenn die Grundlagen des ersten Angebots nicht mehr gelten sollen. Der Augenblick scheint nicht ungünstig, um die amerikanische Finanzwelt zu einer Vermittlungsaktion zu bewegen. Die römische „Tribuna“ meldet, daß amerikanische Delegierte morgen dem Kongreß ein praktisches Projekt für den wirtschaftlichen Wiederaufbau Europas und seiner Finanzen vorlegen werden. Wenn sich Frankreich diesem Vorschlag anschließt, so wird dieser Entwurf eine große Wirkung haben. Die Finanzleute in den Vereinigten Staaten wären bereit, an den Zahlungen der den Alliierten geschuldeten Kriegsreparationen teilzunehmen unter der Bedingung, daß diese, insbesondere Frankreich, sich in ihren Forderungen gegenüber Deutschland einschränken.

Bietet sich auf diesem Wege wirklich die Gelegenheit zu einer Lösung der Weltkrise, die am schwersten auf Deutschland lastet, dann darf die deutsche Regierung nicht zögern, den Augenblick auszunützen, indem sie ein geeignetes Angebot macht. Jedes falsche Spiel würde sich bitter rächen.

Das neue sächsische Ministerium.

SPD. Dresden, 21. März. (Eigener Drahtbericht.)

Bei der heute vorgenommenen Wahl des sächsischen Ministerpräsidenten wurde der bisherige sächsische Justizminister Genosse Dr. Zeigner von unserer Fraktion als Ministerpräsident vorgeschlagen und mit 49 Stimmen der Sozialdemokraten und Kommunisten gewählt. Die Deutsche Volkspartei und die Deutschnationalen stimmten geschlossen für den Volksparteiler Dr. Kaiser (38), die Demokraten stimmten für ihren Fraktionsvorsitzenden Seyfert (8). Die Kommunisten gaben vorher eine Erklärung ab, daß ihre grundsätzliche Stellung zum bürgerlichen Parlament durch die Stimmabgabe für Dr. Zeigner nicht berührt werde. Vor der Vereidigung Dr. Zeigners als Ministerpräsident verließen die beiden Rechtsparteien den Saal.

Die Genossen Fellisch, Fleißner und Held werden auf ihrem bisherigen Posten. An Stelle des Genossen Lipinski wird voraussichtlich Genosse Liebmann Minister des Innern. Als Arbeitsminister und Nachfolger des Genossen Ristau ist Genosse Graupe-Zwickau vorgesehen.

Der neue Ministerpräsident und bisherige Justizminister Dr. Erich Zeigner steht im 38. Lebensjahre. Er studierte an der Universität Leipzig Volkswirtschaft und Rechtswissenschaft. Im Juni 1913 wurde er Assessor bei der Staatsanwaltschaft in Leipzig, dann Staatsanwalt und Landgerichtsrat. Justizminister war er seit dem 1. August 1921. Als Mitglied des Kabinetts gehörte er auch dem Reichsrat an. Bei den letzten Wahlen wurde er auch in den Landtag gewählt. Genosse Dr. Zeigner hat sich bei den Bürgerlichen vor allem durch die Energie verhaßt gemacht, mit der er auf dem Gebiet der Personalpolitik vorgegangen ist. Er umgab sich mit einem Stab zuverlässiger republikanischer Mitarbeiter, mit denen er ein gut Stück Arbeit zur Reformierung der sächsischen Justiz leistete.

Beginn der neuen Kontrollierungen.

SPD. Berlin, 22. März. (Drahtbericht.)

Zu einem Zwischenfall mit der Interalliierten Kontrollkommission kam es am Mittwoch auf dem Flugplatz Staaken bei Berlin, wo die Kommission den Betrieb einer Flugzeuggesellschaft besichtigen wollte. Als die Kommission in Begleitung eines deutschen Majors eintraf, trat der Betriebsrat zusammen und erklärte der Abordnung, daß er für die Sicherheit der Kommission nur garantieren könne, wenn versichert würde, daß sich kein Franzose oder Belgier unter den kontrollierenden Offizieren befinde. Da der Führer erklärte, daß ein Belgier anwesend sei, verzichtete die Kommission auf die Besichtigung und kehrte unverrichteter Sache nach Berlin zurück.

Die Wohnungsnot ist eine der internationalen Nachkriegserscheinungen, unter denen alle Länder Europas zu leiden haben. Da der Kapitalismus nicht imstande ist, das Wohnungsproblem einer Lösung zuzuführen, versucht man es jetzt mehr und mehr, auch im Ausland, mit gemeinnützigen Baugenossenschaften. So hat sich z. B. auch in Mecheln (Belgien) aus den Arbeitern und Angestellten des dortigen Arsenals eine Baugenossenschaft gebildet, die auf einem Gelände von rund 15 Hektar eine Gartenstadt von 500 Häusern errichten will. Das erste Los, 148 Wohnungen umfassend, ist jetzt vergeben worden.

Die Stoßtrupp-Debatte im bayrischen Landtag.

München, 21. März.

Die Aussprache im Verfassungsausschuß des bayrischen Landtages über die Auflösung aller nationalsozialistischen Stoßtrupps und Sturmabteilungen in Bayern führte, wie schon kurz gemeldet, zur Ablehnung des sozialdemokratischen Antrages und zur Annahme eines Antrages der Bayrischen Volkspartei, der der Regierung lediglich empfiehlt, die Sturmorganisationen scharf zu überwachen und sofort zu unterdrücken, „falls“ ihr Ziel auf Gewalttätigkeit, auf Bedrohung der Staatsgewalt oder auf Gefährdung der öffentlichen Ordnung ausgeht. Bemerkenswert war die Heftigkeit, mit der der Abgeordnete Dr. Wohlmuth, der Führer des rechten Flügels der Bayrischen Volkspartei, äußerte, daß man bei Kommunisten und Nationalsozialisten nicht von einer äußersten Rechten und einer äußersten Linken sprechen könne, sondern viel eher von feindlichen Brüdern. Auch der volksparteiliche Abgeordnete Schäffer konstatierte eine gewisse Verwandtschaft zwischen den extremen Richtungen. Die Kommunisten und Deutschnationalen bestätigten gleich darauf diese Auffassung, indem sie zusammen gegen sämtliche Anträge stimmten.

Genosse Sänger konstatierte, daß die Regierung vollkommen machtlos und in der Hand ihrer reaktionären Beamten sei, die mit dieser Bewegung versippt und verschwägert sind. Zum Beweise verliest Genosse Sänger ein Schreiben der Nürnberger Landespolizei, die den „nationalen Vereinen“ Gummiknüppel zum Preise von 700 M pro Stück offeriert. Das sei eine Verhöhnung der Regierung und Beweis ihrer Ohnmacht. Die Geduld der Arbeiter sei zu bewundern, die seit Jahren diese Provokationen ertragen. Die Tatenlosigkeit der Regierung treibe unaufhaltsam dem Abgrund zu. Genosse Timm, der Fraktionsführer der VSPD., gibt eine Schilderung über die letzte nationalistische „Strafexpedition nach Ingolstadt“, den Sturm auf das Gewerkschaftshaus in Ingolstadt und den schweren Landfriedensbruch in Amberg. „Wenn die sozialdemokratische Partei heute gezwungen ist, Abwehrmaßregeln zu ergreifen, dann ist der Zustand bedauerlich; aber durch die vielen Ueberfälle auf unsere Redaktionen und Druckereien sind wir gezwungen, diese Maßregeln zu ergreifen. Diese Banden wollen eine Diktatur der Straße einführen, die wir uns nicht länger bieten lassen. Die Regierung arbeitet vollkommen einseitig, das beweist die Praxis der Versammlungsverbote und der Plakatzensur. Den Nationalisten stehen die Einrichtungen des Staates zur Verfügung, z. B. das Kasino der Landespolizei. Arbeitsscheues Gesindel aus allen Teilen des Reiches spielte sich als „Ruhrflüchtlinge“ auf und stürmte unter nationalsozialistischer Führung die „Münchner Post“. Diese Verhetzung führt zum Bürgerkrieg. Die nationale Diktatur wird auf wütenden Widerstand im ganzen Lande stoßen. Wer an die nationalen Leidenschaften appelliert, wird jämmerlich Schiffbruch leiden. Wir verlangen die gesetzlich garantierte Versammlungsfreiheit. Die Stoßtrupps bedeuten praktisch die Ausschaltung der Regierungsgewalt.“

Genosse Timm verwahrt sich im Schlußwort gegen die Irreführung durch den Namen National-„Sozialisten“. Nichts hat diese Treibhauspflanze gemein mit der Kulturbewegung der Sozialdemokratie. Wenn wir zur Abwehr schreiten, dann ist das durchaus berechtigt; wir lassen nicht weiter auf uns herumtrampeln. Wir setzen uns durch, so oder so! Werden die Sturmtrupps nicht aufgelöst, werden wir in aller Oeffentlichkeit ebenso handeln. Wir verlangen Gleichberechtigung für alle.

Der Gegenschachzug der Reaktion.

Die Enthüllungen über die hochverräterischen Treibereien rechtsradikaler Elemente in Bayern und die bevorstehenden Enthüllungen ihrer preußischen Gesinnungsgenossen haben den Deutschnationalen einen solchen Schreck in die Glieder gejagt, daß sie nun mit der ihnen eigenen ostelbischen Frechheit versuchen, zu retten, was noch zu retten ist. Man kennt die Art, wie das gemacht wird: Irgend ein Kommunist redet ein unüberlegtes Wort oder gründet zur Abwehr der faszistischen Banden eine Hundertschaft, und schon ist die Rote Armee fertig, die innerhalb 24 Stunden dem braven deutschen Bürger den Krieg erklären, blühende Städte in Asche legen und die deutsche Abwehrfront erdolchen wird. Dagegen, daß sich in Bayern und Oberschlesien die Faszisten zu militärischen Organisationen zusammengeschlossen haben, jede republikanische Versammlung auseinandersprengen und die Teilnehmer mit dem Revolver bedrohen, Reichsminister niederknallen und jeden Tag einem andern Staatsmann den Tod androhen, dort eine kommunistische Druckerei in Brand legen und hier gegen eine sozialdemokratische ein Handgranatenattentat verüben, Hotels stürmen und silberne Löffel stehlen, gegen all das und noch vieles andere hat die Rechtspresse natürlich gar nichts einzuwenden. Wenn aber ein paar halbreife Burschen, die sich Kommunisten nennen, in irgendeiner deutschvölkischen Versammlung Krach machen oder nur während der Versammlung unter dem Absingen der Internationale vor dem Versammlungslokal vorbeiziehen, wenn in Stettin ein paar Arbeitslose Krawall machen oder wenn die KPD. zur Abwehr der Faszisten Hundertschaften bilden will, dann wird sofort die ganze Staatsgewalt zu mobilisieren versucht, weil hier der Bolschewismus angeblich sein Haupt erhebt, um zur zweiten Revolution auszuholen. Für all die „bolschewistischen Vorbereitungen“ wird natürlich der preußische Minister des Innern verantwortlich gemacht. Insbesondere legt man ihm jetzt die recht bedenklichen Zustände, die sich in Oberschlesien herausgebildet haben, zur Last.

Wir wollen uns mit dem Geschreibsel der deutschnationalen Presse nicht länger abgeben. Die nächsten Tage werden so viel Aufklärung bringen, daß auch dem großmäuligsten Deutschnationalen die Lust zum Schwadronieren vergehen wird. Vor allen Dingen werden wir dann sehr klar sehen, wer schuld an den Zuständen in Oberschlesien ist. Weiß man im deutschnationalen Lager nicht, daß die oberschlesischen Arbeiter sich gegen die Clique ehemaliger Offiziere auflehnen, die in den oberschlesischen Betrieben, gestützt auf die der Reichswehr gestohlenen Waffen, ein Schreckensregiment errichtet hat? Die Arbeiterschaft wird überall diese „nationale“ Betätigung der Bankerotteure von gestern und der Vabanque-Spieler von heute mit allen Mitteln bekämpfen.

Schwindelnachrichten.

Die Zuverlässigkeit des Wolffschen Telegraphenbureaus.

Wir haben uns bereits mehrer Male damit befassen müssen, daß die Meldungen des Wolffschen Telegraphenbureaus, das allgemein als amtliches und zuverlässiges Bureau gilt und für dessen Nachrichten im Ausland die deutsche Regierung verantwortlich gemacht wird, allzu oft der Wahrheit nicht entsprechen. Jetzt liegt wieder ein besonders krasser Fall der Irreführung der öffentlichen Meinung vor. Am 14. März meldete das Wolffsche Bureau die Erschießung zweier Schupobeamten namens Mohr und Krause in Buer. Der Meldung war die Bemerkung beigefügt, daß der Vorgang von Augenzeugen aus kurzer Entfernung beobachtet sei. Die „Vossische Zeitung“ berichtete in ihrer Sonntagsausgabe in einem längeren Telegramm aus Buer, das inhaltlich mit einer Meldung des Wolffschen Bureaus übereinstimmt, über die Freilassung des Oberbürgermeisters von Buer u. a. folgendes:

„Der französische General wandte sich dann gegen den deutschen Bericht über die Erschießung des Polizeiwachtmeisters Mohr und des Schutzpolizeibeamten Krause im Hofe des Lyzeums. Der angeblich erschossene Polizeiwachtmeister Mohr wurde dem Oberbürgermeister aus dem Gefängnis vorgeführt. Er bekundete, daß der angeblich ebenfalls erschossene Schutzpolizeibeamte Krause in das besetzte Gebiet nicht zurückgekehrt sei und seines Wissens nicht in Buer gewesen sein könne. Es scheint sich bei dieser Meldung tatsächlich um einen sehr bedauerlichen Irrtum zu handeln. Bekanntlich war berichtet worden, daß die Erschießung der beiden Schutzpolizisten von deutschen Augenzeugen aus unmittelbarer Nähe beobachtet worden sei.“

In dem entsprechenden Telegramm des Wolffschen Bureaus ist dieser Passus einfach unter den Tisch gefallen. Es bleibt dafür nur die Erklärung, daß Wolff eine der zahlreichen Klatschgeschichten ohne ernsthafte Kontrolle zum Abdruck gebracht und die dann erfolgte Berichtigung unterschlagen hat. Beides muß zu einer schweren Benachteiligung des deutschen Abwehrkampfes führen. Die Verbreitung von Falschmeldungen vermindert die Glaubwürdigkeit für den Fall, daß über wirkliche Ausschreitungen authentisch berichtet wird. Die Unterschlagung des Dementis ist eine Irreführung der deutschen öffentlichen Meinung und schadet dem deutschen Ansehen im Auslande aufs empfindlichste. Die Presse muß sich jedenfalls im Interesse ihres Ansehens und ihrer Verpflichtung zu einer objektiven Berichterstattung auf das allerschärfste gegen diese Methoden der Volksvergiftung wenden.

Roßbach entlassen und wieder verhaftet.

Der SPD. schreibt: Nach der Meldung einer Berliner Korrespondenz soll Leutnant Roßbach angeblich wieder auf freiem Fuße sein. Wie wir erfahren, hat der Untersuchungsrichter Roßbach tatsächlich wieder entlassen. Dem Eingreifen der zuständen Stelle ist es zu danken, daß die sofortige Wiederverhaftung Roßbachs erfolgte. Der preußische Minister des Innern wird noch im Laufe dieser Woche dem preußischen Landtag eingehend über die Umtriebe Roßbachs und seiner Organisationen Mitteilung machen. Wir können schon heute versichern, daß auf Grund des sich im preußischen Ministerium des Innern angehäuften Materials eine endgültige Haftentlassung Roßbachs ein Ding der Unmöglichkeit ist.

Frankreich und Dänemark.

Schon vor einiger Zeit meldeten wir, daß die Franzosen ihre namenlose Wut selbst an den ärmsten und schwächlichsten der Ruhrkinder, die nach Dänemark abtransportiert werden sollten, auslassen. Da unsere dänischen Genossen aber weder dadurch, noch durch die fast täglich von dem Vertreter Frankreichs in Kopenhagen vorgebrachten Beschwerden über die Liebestätigkeit der dänischen Arbeiter von ihrem Hilfswerk abgehen, greift Frankreich zu andern Mitteln. Die dänische Industrie leidet heute in hohem Maße unter der Ruhrbesetzung, da die notwendigen Rohstoffe nicht aus dem Ruhrgebiet herauskommen. Vor einigen Tagen begab sich eine Abordnung der dänischen Industriellen nach dem Ruhrgebiet, um die Möglichkeiten einer Einfuhr deutscher Rohstoffe — die nicht etwa von Franzosen, sondern von Deutschen gekauft werden sollten — aus dem Ruhrgebiet nach Dänemark zu prüfen. Die Franzosen erwiderten den Industriellen kaltlächelnd, daß, solange dänische Arbeiter Gelder für die Ruhrarbeiter aufbringen, solange insbesondere dänische Arbeiter hungernden Ruhrkindern einen Platz an ihrem Tisch gewähren, an eine Ausfuhr deutscher Rohstoffe aus dem Ruhrgebiet nicht gedacht werden kann. Weil sich also die dänischen Arbeiter das hohe Ziel gesetzt haben, tausende deutscher Kinder vor dem Hungertode zu retten, darum sollen sie selbst zur höheren Ehre der großen „Kulturnation“ dem Hunger überliefert werden. Aber diese Drohung schreckt unsere dänischen Genossen nicht. Durch den Leiter der dänischen Hilfsaktion, unsern Genossen J. P. Nielsen, haben sie in unserm Kopenhagener Bruderblatt erklären lassen, daß sie keinen Dritten um Erlaubnis fragen werden, wie sie ihr Geld verwenden. Die dänischen Arbeiter haben früher die Belgier, Russen, Franzosen und Polen unterstützt, und sie werden auch in aller Zukunft dort helfen, wo Arbeiter leiden, ohne danach zu fragen, wer das Elend und den Hungertod unschuldiger Säuglinge verschuldet hat.

Das Attentat auf Smeets.

Wie WTB. hört, ist es den energischen Bemühungen der Kölner Polizei gelungen, den Anschlag gegen Smeets aufzuklären und die Persönlichkeit des Täters festzustellen. Nähere Angaben können, um den Gang der Untersuchung nicht zu gefährden, zurzeit nicht gemacht werden. Nach den in der Wohnung des Täters vorgefundenen Papieren scheint es sich um einen jugendlichen Phantasten zu handeln. Der Arbeit der amtlichen deutschen Stellen standen um so größere Schwierigkeiten entgegen, als jeder Anhaltspunkt für die Persönlichkeit des Täters fehlte.

Hans und Heinz Kirch.

Novelle von Theodor Storm.

[10]

„Ja, ja, Hans“ und sie winkte der jungen Frau, ihr einen Stuhl zu bringen, und setzte sich darauf; „Du hast's auch nicht um mich verdient; aber ich bin nicht so, Hans; ich will Dir Abbitte tun; ich will bekennen, der Fritze Reimers mag doch wohl gelogen haben, oder wenn nicht er, so doch der andere!“

„Was soll die Rederei?“ fragte Hans Kirch, und es klang, als ob er müde wäre.

— „Was es soll? Du sollst Dich nicht betrügen lassen! Du meinst, Du hast nun Deinen Vogel wieder eingefangen; aber sieh nur zu, ob's auch der rechte ist!“

„Kommst Du auch mit dem Geschwätz? Warum sollt's denn nicht der rechte sein?“ Er sprach das unwirsch, aber doch, als ob es zu hören ihn verlange.

Frau Jule hatte sich in Positur gesetzt. „Warum, Hans? — Als er am Mittwoch nachmittag mit der Lina bei mir saß — wir waren schon bei der dritten Tasse Kaffee, und noch nicht einmal hatte er „Tante“ zu mir gesagt! — „Warum,“ frug ich, „nennst Du mich denn gar nicht Tante?“ — „Ja, Tante,“ sagte er. „Du hast ja noch allein gesprochen!“ Und, siehst Du, Hans, das war beim erstenmal denn schon gelogen; denn das soll mir keiner nachsagen; ich lasse jedermann zu Worte kommen! Und als ich ihn dann nahe zu mir zog und mit der Hand und mit meinen elenden Augen auf seinem Gesicht herumfühlte — nun, Hans, die Nase kann doch nicht von Ost nach West gewachsen sein!“

Der Bruder saß mit gesenktem Kopf ihr gegenüber; er hatte nie darauf geachtet, wie seinem Heinz die Nase im Gesicht gestanden hatte. „Aber,“ sagte er — denn das Gespräch von vorhin flog ihm durch den Kopf; doch schienen ihm die Worte schwer zu werden — „sein Brief von damals; wir redeten darüber; er hat ihn in San Jago selbst zurückerhalten!“

Die dicke Frau lachte, daß der Stock ihr aus den Händen fiel. „Die Briefgeschichte, Hans! Ja, die ist seit den vierzehn Tagen reichlich wieder aufgewärmt; davon konnte er für einen Dreilling bei jedem Bettelkinde einen Suppenlöffel voll bekommen! Und er mußte Dir doch auch erzählen, weshalb der echte Heinz dem all die Jahre draußen blieb. Laß Dich nicht nasführen, Hans! Warum denn hat er nicht mit Dir wollen, als Du ihn von Hamburg holtest? War's denn so schlimm, wieder einmal an die volle Krippe und ins warme Nest zu kommen? — Ich will Dir's sagen; das ist's: er hat sich so geschwind nicht zu dem Schelmenwagstück resolvieren können!“

Hans Adam hatte seinen grauen Kopf erhoben, aber er sprach nicht dazwischen; fast begierig harchte er auf alles, was die Schwester vorbrachte.

„Und dann,“ fuhr diese fort, „die Lina hat davon erzählt;“ — — Aber plötzlich stand sie auf und fühlte sich mit ihrer Krücke, die Lina ihr dienstfertig aufgehoben hatte, nach dem Fenster hin; von draußen hörte man zwei Männerstimmen in lebhafter Unterhaltung. „O Lina,“ sagte Tante Jule; „ich hör's, der eine ist der Justizrat; lauf doch und bitte ihn, ein paar Augenblicke hier herauf zu kommen!“

Der Justizrat war der alte Physikus; bei dem früheren Mangel passender Alterstitel hierzulande waren alle älteren Physici Justizräte.

Hans Kirch wußte nicht, was seine Schwester mit diesem vorhatte; aber er wartete geduldig, und bald auch trat der alte Herr mit der jungen Frau ins Zimmer. „Ei, ei,“ rief er, „Tante Jule und Herr Kirch beisammen? Wo ist denn nun der Patient?“

„Der da,“ sagte Tante Jule und wies auf ihren Bruder; „er hat den Star auf beiden Augen!“

Der Justizrat lachte. „Sie scherzen, liebe Madame; ich wollte, ich hätte selbst nur die scharfen Augen unseres Freundes.“

„Mach fort, Juli,“ sagte Hans Kirch; „was gehst Du lange um den Brei herum!“

Die dicke Frau ließ sich indes nicht stören. „Es ist nur so sinnbildlich, mein Herr Justizrat,“ erklärte sie mit Nachdruck. „Aber besinnen Sie sich einmal darauf, wie Sie vor so ein zwanzig Jahren hier auch ins Haus geholt wurden; die Lina, die große Frau jetzt, schrie damals ein Zetermordio durchs Haus; denn ihr Bruder Heinz hatte sich nach Jungensart einen schönen Anker auf den Unterarm geätzt und sich dabei weidlich zugerichtet.“

Hans Kirch fuhr mit seinem Kopf herum; denn die ihm derzeit unbeachtet vorübergegangene Unterhaltung bei der ersten Abendmahlzeit kam ihm plötzlich, und jetzt laut und deutlich, wieder.

Aber der alte Doktor wiegte das Haupt: „Ich besinne mich nicht; ich hatte in meinem Leben so viele Jungen unter Händen.“

„Nun so, mein Herr Justizrat,“ sagte Tante Jule; „aber Sie kennen doch dergleichen Jungenstreiche hier bei uns; es fragt sich nur, und das möchten wir von Ihnen wissen, ob denn in zwanzig Jahren solch ein Anker ohne Spur verschwinden könne?“

„In zwanzig Jahren?“ erwiderte jetzt der Justizrat ohne Zögern; „ei, das kann gar leicht geschehen!“

Aber Hans Kirch mischte sich ins Gespräch: „Sie denken, wie sie's jetzt machen, Doktor, so mit blauer Tusche; nein, der Junge war damals nach der alten gründlichen Manier ans Werk gegangen; tüchtige Nadelstiche und dann mit Pulver eingebrannt.“

Der alte Arzt rieb sich die Stirn. „Ja, ja; ich entsinne mich auch jetzt. Hm! — Nein, das dürfte wohl unmöglich sein; das geht bis auf die Cutis; der alte Heinrich Jakobs läuft noch heut mit seinem Anker.“

Tante Jule nickte beifällig; Frau Lina stand, die Hand an der Stuhllehne, blaß und zitternd neben ihr.

„Aber,“ sagte Hans Kirch, und auch bei ihm schlich sich die Stimme nur wie mit Zagen aus der Kehle, „sollte es nicht Krankheiten geben? Da drüben, in den heißen Ländern?“

Der Arzt bedachte sich eine Weile und schüttelte dann sehr bestimmt den Kopf. „Nein, nein; das ist nicht anzunehmen; es müßten denn die Blattern ihm den Arm zerrissen haben.“

Eine Pause entstand, während Frau Jule ihre gestrickten Handschuhe anzog. „Nun, Hans,“ sagte sie dann; „ich muß nach Haus, aber Du hast nun die Wahl: den Anker oder die Blatternarben! Was hat Dein neuer Heinz denn aufzuweisen? Die Lina hat nichts von beiden sehen können; nun sieh Du selber zu, wenn Deine Augen noch gesund sind!“

— — Bald danach ging Hans Kirch die Straße hinauf nach seinem Speicher; er hatte die Hände über dem Rücken gefaltet, der Kopf hing ihm noch tiefer als gewöhnlich auf die Brust. Auch Frau Lina hatte das Haus verlassen und war dem Vater nachgegangen; als sie in den unteren dämmerhellen Raum des Speichers trat, sah sie ihn in der Mitte desselben stehen, als müsse er sich erst besinnen, weshalb er denn hierher gegangen sei. Bei dem Geräusche des Kornumschaufelns, das von den oberen Böden herabscholl, mochte er den Eintritt der Tochter überhört haben; denn er stieß sie fast zurück, als er sie jetzt so plötzlich vor sich sah: „Du, Lina! Was hast Du hier zu suchen?“

Die junge Frau zitterte und wischte sich das Gesicht mit ihrem Tuche. „Nichts, Vater,“ sagte sie; „aber Christian ist unten am Hafen, und da litt es mich nicht so allein zu Hause mit ihm — mit dem fremden Menschen! Ich fürchte mich; oh, es ist schrecklich, Vater!“

Hans Kirch hatte während dieser Worte wieder seinen Kopf gesenkt; jetzt hob er wie aus einem Abgrunde seine Augen zu denen seiner Tochter und blickte sie lange und unbeweglich an. „Ja, ja, Lina,“ sagte er dann hastig; „Gott sei Dank, daß es ein Fremder ist!“

Hierauf wandte er sich rasch, und die Tochter hörte, wie er die Treppen zu dem obersten Bodenraum hinaufstieg.

*

Ein trüber Abend war auf diesen Tag gefolgt; kein Stern war sichtbar; feuchte Dünste lagerten auf der See. Im Hafen war es ungewöhnlich voll von Schiffen; meist Jachten und Schoner; aber auch ein paar Vollschiffe waren dabei und außerdem der Dampfer, der wöchentlich hier anzulegen pflegte. Alles lag schon in tiefer Ruhe, und auch auf dem Hafenplatz am Bollwerk entlang schlenderte nur ein einzelner Mann; wie es den Anschein hatte, müßig und ohne eine bestimmte Absicht. Jetzt blieb er vor dem einen der beiden Barkschiffe stehen, auf dessen Deck ein Junge sich noch am Gangspill zu schaffen machte; er rief einen „guten Abend“ hinüber, und fragte, wie halb gedankenlos, nach Namen und Ladung des Schiffes. Als ersterer genannt wurde, tauchte ein Kopf aus der Kajüte, schien eine Weile den am Ufer Stehenden zu mustern, spie dann weit hinaus ins Wasser und tauchte wieder unter Deck. Schiff und Schiffer waren nicht von hier; der am Ufer schlenderte weiter; vom Warder drüben kam dann und wann ein Vogelschrei; von der Insel her drang nur ein schwacher Schein von den Leuchtfeuern durch den Nebel. Als er an die Stelle kam, wo die Häuserreihe näher an das Wasser tritt, schlug von daher ein Gewirr von Stimmen an sein Ohr und veranlaßte ihn, stillzustehen. Von einem der Häuser fiel ein roter Schein in die Nacht hinaus; er erkannte es wohl, wenngleich sein Fuß die Schwelle dort noch nicht überschritten hatte; das Licht kam aus der Laterne der Hafenschenke. Das Haus war nicht wohl beleumdet; nur fremde Matrosen und etwa die Söhne von Seeschiffern verkehrten dort; er hatte das alles schon gehört. — Und jetzt erhob das Lärmen sich von neuem, nur daß auch eine Frauenstimme nun dazwischenkreischte. — Ein finsteres Lachen fuhr über das Antlitz des Mannes; beim Schein der roten Laterne und den wilden Lauten hinter den verhangenen Fenstern mochte allerlei in seiner Erinnerung aufwachen, was nicht guttut, wenn es wiederkommt. Dennoch schritt er darauf zu, und als er eben von der Stadt her die Bürgerglocke läuten hörte, trat er in die niedrige, aber geräumige Schenkstube.

(Fortsetzung folgt.)